

Sicher ist hier erstmal keiner – Thesen zum Zusammenhang von Rechtsextremismus, Bindung und Ausstiegsarbeit

von Volker Haase und Michél Murawa

Dass Einstiege in die Gedanken- und Erlebnisswelt des Rechtsextremismus nicht aufgrund ideologischer Plausibilität oder aus einer Art zwingender Notwendigkeit zum Handeln heraus geschehen, zeigen vielfältige Beispiele in der Sparte der sogenannten „Aussteigerliteratur“, wie auch Forschungsergebnisse (bspw. Möller/Schuhmacher 2007, Rieker 2009, Pfeil 2016, Sigl 2018). Dort und auch in der konkreten Praxis der Ausstiegsarbeit zeigt sich vielmehr, dass Einstiege aufgrund von z. T. massiven verunsichernden Kindheits- und Jugenderfahrungen in Verbindung mit Gelegenheitsstrukturen sowie einzeln auftretenden Schicksalsschlägen geschehen. Einstiege besitzen daher einen passiven Charakter. Sozialisatorische Prozesse, die eine sichere Bindung an eine Bindungsfigur unwahrscheinlicher werden lassen (chronische Zurückweisung, häufige Trennungserfahrungen, inkongruentes Verhalten der Bindungsfigur/en, Gewalt, Vernachlässigung), begünstigen zugleich die Anschlussfähigkeit an (rechts-)extrem konnotierte Denk- und Handlungsmuster. Die Hinwendung zu jenen Mustern kann als Kompensationsbewegung verstanden werden – psychische Erkrankungen einmal außen vor gelassen. Aus dieser Perspektive ist es nachvollziehbar – und das zeigt sich in der konkreten Arbeit von JUMP (Ausstiegsarbeit in Mecklenburg-Vorpommern) deutlich –, dass Klient*innen von JUMP nicht sicher gebunden sind. Zur Klarstellung: das Vorhandensein einer unsicheren Bindung führt keinesfalls automatisch zur Hinwendung zu einer extremistischen Szene. Dennoch kann aus der Arbeit von JUMP berichtet werden, dass alle Klient*innen hohe unsichere Bindungsanteile aufweisen. Es handelt sich also (im Bewusstsein eines nicht-repräsentativen Ausschnitts) um ein übergreifendes gemeinsames nicht-deterministisches Merkmal.

Sie haben in der eigenen Kindheit ein unzureichendes Maß an Sicherheit erfahren. Diese suchen und finden sie ggf. in rechtsextremen Zusammenhängen. Gleichzeitig hat die Szene mehr als Sicherheit zu bieten. Sie bietet konkrete Anschlussstellen für unsicher Gebundene verschiedenster Bindungsstile. Genau diesen Umstand gilt es zu betrachten. Die Verzahnung von unsicherer Bindung und gelebtem Rechtsextremismus sowie der Konsequenzen für die Ausstiegsarbeit werden deshalb im Folgenden thematisiert. Dazu wird in einem ersten Schritt das Thema Bindung in komprimierter Form dargestellt. Anschließend werden die Anschlussstellen aufseiten des konkreten Handelns unter rechtsextremem Banner skizziert. In einem letzten Schritt werden resultierende Herausforderungen für die Ausstiegsarbeit umrissen.

Die Überschrift bezieht sich auf drei Kontexte: die individuelle Bindungsdisposition vor einem Einstieg, die Szenezugehörigkeit und der Prozess des Ausstiegs. Diese Bereiche können von Unsicherheit gekennzeichnet sein. Eine entscheidende Rolle zur Lösung der Unsicherheit kommt dem Ausstiegsprozess zu. Dort sollte das Thema Bearbeitung finden, da ansonsten an Stelle eines Ausstiegs eher ein Umstieg zu befürchten ist. Eine Möglichkeit dazu bietet die Bindungstheorie sowie aus ihr ableitbare Interventionsformen.

Sichere Bindung

Bindung ist ein Stressregulationsmechanismus. Je ausgeprägter sichere Bindungsanteile sind, desto besser kann Stress bewältigt werden. In der westlichen Welt stehen zumeist Eltern als Bindungsfiguren zur Verfügung. Ein Elternteil wird dabei zur primären Bezugsperson. Erkennt sie prompt die Bedürfnisse ihres Kindes und kann sie diese aus Sicht des Kindes angemessen entschlüsseln und befriedigen, liegt eine hohe Feinfühligkeit seitens der Bezugsperson vor. Eine hohe Feinfühligkeit ist die Voraussetzung für die Etablierung einer sicheren Bindung. Eine feinfühlig Interaktion zeichnet sich

durch einen wechselseitigen, sprachlichen und handlungsorientierten Dialog zwischen dem Baby und der Bezugsperson aus. Es kommt weder zu über- noch zu unterstimulierendem Verhalten. Ein Kind mit einer sicheren Bindung reguliert seinen Stress über Nähe (Bindungsverhaltenssystem) – es sucht bei Stress die primäre Bezugsperson auf (vgl. Kronegger/Golker 2016, S. 208f.). Sollte diese nicht verfügbar sein, wendet es sich an die nächste in der Hierarchie der bevorzugten Bezugspersonen (bspw. Oma, Erzieher*in, Lehrer*in). Die Bezugsperson reguliert den Stress durch Trösten, Beruhigen, auf den Arm nehmen, sprechen. Dabei wird das Hormon Oxytocin ausgeschüttet, welches den Pegel des mit Stress konnotierten Kortisols reduziert. Die Beruhigung findet damit auch auf neurobiologischer Ebene statt (vgl. Julius et al. 2014). Währenddessen ist das Bindungsverhaltenssystem aktiviert. Ist der Stress reguliert, wendet es sich wieder der Exploration zu und entfernt sich ggf. (nicht, wenn sich ein gemeinsames Spiel anschließt) räumlich und handelnd von der Bezugsperson.

Unsichere Bindungsstile

Im Folgenden werden die drei unsicheren Bindungsstile kurz umrissen. Dabei sollen die relevantesten Beziehungsmuster sichtbar werden. Eine unsicher-vermeidende Bindung entsteht, wenn das Verhalten von Bezugspersonen aus Sicht des Kindes durch chronische Zurückweisung gekennzeichnet ist. Die Eltern lassen etwa diese Kinder schreien, Gefühle werden nicht verbalisiert, Angst und Trauer oder Schmerz werden heruntergespielt. Im Verlauf passen sich Kinder, die einer chronischen Zurückweisung ausgesetzt sind, an diese Situation an. Sie vermeiden emotional belastende Kontexte und spielen sie später selbst herunter, wirken sehr selbständig, spielen eher phantasielos, versuchen es Bezugspersonen recht zu machen, können ihre eigenen Gefühle schlecht wahrnehmen und erscheinen eher rational, bitten seltener um Hilfe. Im Erwachsenenalter wird Gefühlen nicht vertraut, da sie mit Unsicherheit in Folge der frühen Nicht-Bearbeitung verbunden sind. Beim Bindungsverhalten eigener Kinder zeigen sie sich starrer und distanzierter. Menschen, die Emotionen zeigen, gelten eher als schwach. Sie bestimmen, wie sich das Kind fühlen sollte, sie mögen still spielende Kinder und loben intellektuelle, körperliche und praktische Erfolge. Ferner lehnen sie eher Rückmeldungen (vom Partner) ab und verbalisieren Gefühle als weniger wichtig (vgl. Howe 2015). Sie haben insgesamt Angst vor Zurückweisung. Daher regulieren sie sich nicht über Nähe, sondern über Ablenkung. Bei einer unsicher-vermeidenden Bindung ist das Bindungsverhaltenssystem deaktiviert und das Explorationssystem ist anhaltend aktiviert. Hinzu kommt ein erhöhtes anhaltendes Stressniveau.

Die Angst vor Trennung ist das Merkmal einer unsicher-ambivalenten Bindung. Entweder wurden häufig Trennungen erfahren, Bezugspersonen haben sich in ihrem Wesen hinsichtlich Verfügbarkeit, Feinfühligkeit, Fürsorge und Vorhersehbarkeit gewandelt (bspw. Alkohol- und Drogenmissbrauch, Borderlinestörung, häufige Wohnortswechsel) oder Bezugspersonen verhalten sich anhaltend inkonsistent und widersprüchlich (bspw. ist was heute erlaubt, morgen verboten). Trennungserfahrungen können der Tod wichtiger Bezugspersonen, aber auch unvorhersehbares Wegbleiben sein. Aus der Trennungsangst heraus versichern sich unsicher-ambivalent gebundene Kinder stets der Anwesenheit einer Bezugsperson (bspw. mittels klammernden Verhaltens). Sie lassen sich nur schwer beruhigen und erscheinen wenig selbständig, emotional abhängig, stehen scheinbar gern im Mittelpunkt und fühlen sich trotz intensiver Beziehung vernachlässigt. Zum Teil sind Nötigungsstrategien sichtbar. Bezugspersonen werden durch Wut aufmerksam gemacht, um dann mit babyhaftem Verhalten ihre Nähe sicherzustellen. Es sind ebenso besitzergreifende, übergriffige und eifersüchtige Reaktionen zu sehen. In der Jugend nutzen bspw. Mädchen z.T. Sex als Beziehungskitt und zur Selbstwertsteigerung. Im Erwachsenenalter leiden sie unter geringem Selbstwert und fühlen sich unsicher gegenüber ihren Gefühlen und Bedürfnissen. Gegenüber eigenen Kindern zeigen sie eine sprunghafte, inkonsequente, gleichgültige bzw. überbehütende und daher unberechenbare Fürsorge. Es fällt ihnen schwer, ihr Kind explorieren zu lassen, denn sie können sich nur schwer in andere hineinfühlen (vgl. Howe 2015). Durch die Angst vor Trennung ist ihr Explorationssystem ausgeschaltet

und das Bindungsverhaltenssystem anhaltend aktiviert. Sie versuchen sich über Nähe zu regulieren. Die Regulation ist aber stets mit Aggression gepaart (siehe Eifersucht). Das Stresslevel ist weitgehend deutlich erhöht.

Aufgrund des erlebten Mangels an Fürsorge und Feinfühligkeit erscheint es nachvollziehbar, dass der Versuch unternommen wird, diesen Mangel zu kompensieren. Das Grundbedürfnis nach Bindung bleibt bei aller Deprivation erhalten. Deshalb versuchen bspw. Menschen mit ambivalentem bzw. verstricktem Bindungsanteil, ihren Stress über Nähe zu regulieren. In ihrem Fall ist das allerdings eine ungünstige Strategie, da eine Überkompensation (zu schnell zu dicht am Gegenüber) stattfindet.

Eine desorganisierte Bindung zeigt sich im Zusammenbruch organisierter Strategien in bindungsrelevanten Kontexten. Abgesehen von dem weithin auftretenden Merkmal der Kontrolle, lassen sich keine organisierten Strategien vorhersagen. Auslöser für eine Bindungsdesorganisation sind Bindungstraumata, die durch massive Vernachlässigung, elterliche Ablehnung, körperliche Misshandlung und sexuellen Missbrauch entstehen können. Dabei wird die Bindungsfigur selbst zum Auslöser von Angst. Obwohl das Bindungsverhaltenssystem anhaltend aktiviert ist, kann sich das Kind nicht über eine Bezugsperson regulieren und gerät dabei unter immensen Stress. Bindungstraumata werden in abgetrennte Systeme abgespalten, da sie zu bedrohlich sind. Das bedeutet, dass traumatogene Situationen nicht ins Bewusstsein integriert werden. Ein Trauma kann allerdings durch äußere Reize getriggert werden. Die traumatischen Erfahrungen fluten dann das Bewusstsein. Dadurch werden die Exekutivfunktionen des Bewusstseins stark herabgesetzt und es setzen evolutionär entwickelte Verteidigungsmechanismen ein – Flucht oder Angriff (vgl. Julius 2014, S. 119f.). Um dem zu entgehen und aus Angst vor Gewalt, werden Kontrollstrategien angewandt. Steigt der Stress zu stark, versuchen sie, die Situation massiv zu kontrollieren (bspw. Rollenumkehr, Dazwischenrufen, Ablenken vom Thema, spontanes Thematisieren von Schmerzen, Übergriffigkeiten). Desorganisierte Kinder schließen bestimmte Wahrnehmungen und Erfahrungen aus dem Verarbeitungsprozess aus. Es kommt zu einer verzerrten Darstellung ihrer Wahrnehmung. Sie können sich herrschsüchtig, zurückweisend, demütigend, sarkastisch, aggressiv, schlagend, und (an)schreiend zeigen. Zum Teil zeigt sich auch fürsorgliche Kontrolle in Form von Sorge, versorgen, streicheln, beschützen. Als Erwachsene besteht stets die Gefahr, dass sie im Umgang mit eigenen Kindern getriggert werden und deshalb Fürsorge nicht geben können. Sie beschreiben das Kind negativ und neigen zum Verlassen von potenziell triggernden Situationen. Sie haben mitunter die (unzutreffende) Überzeugung, dass das Kind sich selbst regulieren kann. Weiterhin zeigen sie wenig Augenkontakt, eine gestörte Kommunikation, schwingen zwischen feindselig und hilflos, neigen zu Substanzmissbrauch sowie zum Erstarren oder wirken wie in Trance (Dissoziation) (vgl. Howe 2015).

Das Verhalten der Bindungsfigur/en hat, wie gezeigt werden konnte, direkten Einfluss auf die Ausprägung des Bindungsstils beim Kind. In diesem Zusammenhang liegen Forschungsergebnisse zur intergenerationalen Übertragung von Bindungsstilen vor. Darin zeigt sich, dass bei Nichtbearbeitung von Bindungstraumata das deutliche Risiko einer Übertragung besteht (vgl. Grossmann/Grossmann 2012, S.539ff.).

Bindung und Psychopathologien

Darüber hinaus lassen sich Zusammenhänge von Krankheitsbildern und Bindungserfahrungen empirisch belegen. Bei Menschen, die von einer Borderline-Persönlichkeitsstörung (BPS) betroffen sind, sind unsichere Bindungsstile massiv überrepräsentiert: 44 % unsicher-vermeidend und 52 % unsicher-ambivalent (vgl. Cybulska-Heinrich 2008). In dieser Studie war insgesamt nur eine von BPS betroffene Person sicher gebunden. In einer anderen Untersuchung waren die untersuchten Bereiche „Bedrohung“ und „Einsamkeit“ gegenüber der Kontrollgruppe signifikant stärker ausgeprägt, während

die Bereiche „Exploration/Freude/Wohlbehagen“ und „Liebe/Synchronizität“ sich als signifikant schwächer zeigten (vgl. Schüle 2008). Eine Verbindungslinie zwischen ADHS und Bindung wurde bereits früh gezogen (vgl. Erdman 1998). Der Zusammenhang zwischen einer unsicheren Bindung und ADHS konnte in späteren Studien konkretisiert werden – auch, dass ein inadäquater Erziehungsstil bei ADHS-Kindern zu eben diesen unsicheren Bindungsmustern führt (vgl. u.a. Finzi-Dottan et al. 2006). In einzelnen Studien wurden stärkere ADHS-Ausprägungen mit dem desorganisierten Bindungsmuster in Verbindung gebracht (vgl. u.a. Scholtens et al. 2014). Den Einfluss, den eine Depression der Bindungsperson auf das Kind und seine Bindungserfahrungen haben kann, sind vielfältig: ein vielfach erhöhtes Risiko der Entwicklung von Fütter- und Gedeihstörungen sowie Säuglingsschreien durch Kortisol-Ausschüttungen der Mutter; leichte Ablenkbarkeit und Rückzugstendenzen – beide bei unsicher-vermeidenden Bindungsmustern erwartbar – sowie negative Emotionalität und verminderte Anpassungsfähigkeit (vgl. Wurmser 2007). Ein sich derart entwickelndes Kind wird zudem bei der Mutter weiteren Stress auslösen, den sie nicht angemessen regulieren kann – feinfühliges, bedürfnisorientiertes Elternverhalten ist von einer depressiven Mutter kaum zu erwarten.

Zwischenbetrachtung

Hinsichtlich der intergenerationalen Übertragung von Bindungsstilen sowie des Einflusses von Bindung auf verschiedene Krankheitsbilder kommt Ausstiegsarbeit eine entscheidende Funktion zu. Mittels Integration der Bindungsthematik in die Biografiearbeit und Ideologiebearbeitung und der durch diesen Prozess erhöhten Feinfühligkeit kann eine intergenerationale Übertragung zumindest abgemildert werden. Damit wirkt Ausstiegsarbeit positiv in die Zukunft der Kinder von Klient*innen hinein. Zudem kann Ausstiegsarbeit – ohne therapeutisch wirksam werden zu müssen – Effekte im individuellen Krankheitserleben erzielen. Vor allem, wenn über eine Erhöhung des sicheren Bindungsanteils im Prozess des Ausstiegs Stress angemessener reguliert werden kann, können Menschen mit stressinduzierten Krankheitsbildern davon profitieren. Eine Bindungsorientierung wirkt in diesem Sinne wie ein breit aufgestellter und unterstützender Resilienzfaktor, nicht nur weil Stress auf viele Lebensbereiche ausstrahlt und eine Bindungsorientierung Stressregulationsmechanismen fokussiert, sondern sie beeinflusst damit idealerweise auch das Zusammenleben zukünftiger Generationen.

Bindungsforschung und Rechtsextremismus

In der Betrachtung der Möglichkeiten, die extrem rechtes Denken und Handeln bereitstellen, wird nun zu zeigen sein, wie Menschen mit überwiegend unsicherer Bindung dort eher Anschluss finden. Die Forschung zum Zusammenhang von Bindungstheorie und politischer Orientierung stammt aus den 1990er Jahren (vgl. Hopf/Rieker/Sanden-Marcus/Schmidt 1995, siehe auch Hopf 2001) und stellt sich als eher marginal dar. Dabei zeigte sich, dass Männer und Frauen mit unsicher-abwehrender bzw. vermeidender Bindung anfälliger für rechtsextreme Politik und Propaganda sind. Mit einem Blick auf Einstiegs- bzw. Radikalisierungsfaktoren wird „auf der Ebene der psychologischen und sozialpsychologischen Erklärungen individueller Radikalisierungsprozesse [...] ein Empiriedefizit“ (Srowig et al. 2018) konstatiert und darauf verwiesen, dass hier Theorien dominieren. Stattdessen werden sogenannte – Radikalisierung begünstigende – Mindsets aufgeführt: Borderline-Persönlichkeitsstil mit extremem Schwarz-Weiß-Denken zur Reduzierung von Ambivalenzen und Komplexität; Narzissmus, der als „oftmals aus Mangel an elterlicher Zuwendung heraus entwickelt“ gilt (vgl. Grabska 2017); dissoziale Persönlichkeitsstile (vgl. Coid et al. 2016), denen die Verankerung sozialer Werte und Normen ebenso wenig gelingt, wie sie einen ständigen Drang nach neuen Erlebnissen und Aufregung verspüren, Drogenmissbrauch, Impulsivität und eine hohe Gewaltbereitschaft aufweisen; schließlich die „autoritäre Persönlichkeit“ (Srowig et al. 2018, S. 5) mit

rigiden Denkformen, einer gewissen Unterwürfigkeit sowie narzisstischer Identifikation mit autoritären Führungspersonen.

Da die Klient*innen bei JUMP die genannten Mindsets wenn überhaupt, dann nur rudimentär aufweisen (v.a. Drogen- und Alkoholmissbrauch, Gewaltbereitschaft, Impulsivität), liegt es nahe dem Forschungsstrang von Hopf et al. zu folgen, da in der Tat alle Klient*innen eine unsichere Bindung zeigen.

Was bietet die Szene?

Extrem rechte Zusammenhänge können unsicher gebundenen Menschen bindungsrelevante Angebote machen: Versprechen von Schutz und „Treue“, Kontroll- und Machtinstrumente, Synchronisation, Ideologie als rationale Sachebene, Legitimation von Gewalt und „Trigger“-Erlebnisse. Warum ist das vor allem für Menschen interessant, deren unsicher-vermeidende, unsicher-ambivalente und desorganisierte Bindungsanteile aufgrund von frühkindlichen Erfahrungen besonders ausgeprägt sind?

Wer chronische Zurückweisung erlebt hat und daher Angst vor Nähe hat (vermeidendes Bindungsmuster), findet in extrem rechten Gruppen oder auch Internetangeboten sowohl Rechtfertigungsmuster für einen distanzierten Umgang mit der Außenwelt (diverse Feindkonstruktionen, Geheimhaltung, Schutz nur in der Gruppe) als auch Möglichkeiten der begrenzt funktionierenden Stressregulation durch Ablenkung (Eintauchen in ein ideologisches Konstrukt und dessen Theorien und Fragestellungen). Wer hingegen schon früh inkonsistentes, widersprüchliches Verhalten und wiederkehrende Beziehungsabbrüche erlebt hat (ambivalentes Bindungsmuster), wird in extrem rechten Gruppen sowohl auf Anknüpfungspunkte für Versuche von Stressregulation über Nähe in Form klammernden Verhaltens treffen („Treue“ und „Kameradschaft“ bzw. das weicher formulierte „Gemeinschaft“ in neurechten Zusammenhängen als zentrale Werte, körperbetonte Gruppenaktivitäten) als auch auf Kontexte, in denen instrumentelle bis affektive Aggression ausgelebt werden kann (Manipulation sowie Disziplinierung „unkameradschaftlichen“ Verhaltens). Wer dazu noch von Bindungspersonen ausgegangene schwerste Misshandlungen erfahren musste und eine Gleichzeitigkeit des Wunsches nach Nähe (Appetenz) und der mit dieser Nähe verbundenen Gewalt (Aversion) verspürt (desorganisiertes Bindungsmuster), findet in extrem rechten Zusammenhängen sowohl Gelegenheiten für – als Stressregulation ausgelegtes – aggressiv-kontrollierendes Verhalten (von Beschimpfungen und Demütigung des „Feindes“ bis hin zu körperlichen Angriffen, aber auch zur Hierarchiedurchsetzung in der Gruppe und z.B. über Kampfsport) als auch eine Legitimation für extreme körperliche Gewalt im Rahmen des (durch bestimmte externe Reize wie Schreie, Gesichtsausdrücke etc. oder durch Gegenkontrolle) getriggerten, unkontrollierten Angriffsverhaltens. „Aggressionen, die durch Belastungen und Zurückweisungen in der eigenen Familie entstehen, können [...]“, so lautet eine These von Hopf zum Zusammenhang zwischen unsicheren Bindungsrepräsentationen und rechtsextremen Orientierungen, „im politischen Kontext aktualisiert und auf Minderheiten verschoben werden“ (Hopf 2001, S. 408), wenn diese als Objekte für Aggression im sozialen Milieu und durch entsprechende Vorurteilskulturen zur Verfügung stehen.

Weiterhin liefert die extrem rechte Lebenswelt einige Möglichkeiten zur Synchronisation, die über Angriff oder Flucht (fight or flight, vgl. Canon 1975/1915) oder über Beruhigung und Verbindung (calm and connecting) erzielt werden kann: gemeinsames Singen von und Tanzen zu einschlägigen Liedern z.B. auf Konzerten, gemeinsamer Alkoholgenuss, (para-)militärisches Marschieren und Handeln, Fahnenappelle, Demonstrationen und ähnliches. Diese Synchronisation ist eine evolutionäre Reaktion auf Stress und kann auch für die Stärkung von Gruppenbindung gezielt genutzt werden. Allgemein synchronisieren sich Menschen in ihrem Alltag mit anderen Menschen. Es handelt sich dabei um

unbewusste kleine kopierte Bewegungen, die dem Gegenüber Zugewandtheit, Verbundenheit, Zuneigung, Mitfühlen signalisieren. Je sicherer Menschen gebunden sind, desto höher ist der Grad der Synchronisation. Unsicher Gebundene synchronisieren sich weitaus weniger. Entsprechend gibt es in der extremen Rechten Rituale, die Synchronisationseffekte erzielen. Diese sind notwendig, da aufgrund der Erfahrungen, die zu unsicherer Bindung führten, eher weniger synchronisierende Erlebnisse bei Angehörigen der extremen Rechten vorliegen. Die Gruppe wird zur Notwendigkeit.

Zur Bedeutung der Gruppe

Der Bedeutung der Gruppe wurde sich im Kontext sog. „hochexpressiver zielgerichteter Gewalttaten“ (Stetten 2018, S. 108) empirisch angenähert. Damit sind solche Taten angesprochen, bei denen (a) die Tat Ausführenden von größtmöglichen Zahlen von Geschädigten ausgingen, (b) die Tat eher keine Affekthandlung darstellt, (c) mindestens symbolische Verbindungen zum Tatort und/oder den zu Schädigenden oder Geschädigten vorlagen, (d) die Tat Ausführenden damit eine Botschaft zu vermitteln versuchen. Die Frage nach solchen den Tat vorausgegangenen Faktoren und Dynamiken lässt die Gruppe in den Blick geraten: „Eine übergeordnete Rolle [...] spielt [...] neben krisenhaften Erlebnissen in Kontexten außerhalb der radikalen Gruppe [...] auch die Bedeutung der Gruppe für den Einzelnen, also das eigene Erleben in ebendieser“ (ebd., S. 111). Die einfache Übernahme der Ideologie einer Gruppe beschreibt demnach Radikalisierung nur unzureichend – stattdessen ist von einem der Sozialisation ähnlichen Prozess auszugehen, in dessen Mittelpunkt sowohl das Gefühl von Zugehörigkeit zu einer konkreten Gruppe steht als auch die Anerkennung, die diese bietet. Empirisch lassen sich aus den Daten der zugrundeliegenden TARGET- bzw. RaGe-Studie bei immerhin 88 % der rechtsextremistisch motivierten Täter*innen der Tat vorausgegangene Kontakte in kriminelle Milieus herauslesen. Beachtlich ist, dass „rund 77 % der rechtsextremistisch motivierten Täterinnen und Täter [...] keine vertrauensvollen Beziehungen zu ihrer eigenen Familie aufbauen“ (ebd., S. 116) können. Eine Unzufriedenheit mit der Beziehungsqualität hinsichtlich der Bezugspersonen außerhalb der betreffenden Gruppe wird bei rund 20 % konstatiert. Vertrauensvolle Intimpartnerschaften kommen bei 44 % dieser Personen nicht zustande. Freundschaften mit einem hohen Vertrauensgrad bleiben 38 Prozent verwehrt. Hingegen wird von 96 % der Personen die Beziehungsstabilität in Bezug auf Gruppenmitglieder hoch bewertet. Aus der Sicht der Täter*innen wird die Wertschätzung, die durch die Gruppe vermittelt wird, als spürbar erlebt. Sie ist somit offenbar „ein leitender und bindender Faktor im Verlauf der Radikalisierung“ (ebd., S. 118).

Wie kann bindungsorientierte Ausstiegsarbeit gedacht werden?

Auf anhaltende ideologiebasierte Irritationen oder innerhalb des Geschehens in der Gruppe folgt nicht selten der Gedanke an einen Ausstieg. Dem Entschluss dazu geht oftmals ein langer Prozess voraus. Zieht Ausstiegsarbeit eine Bindungsorientierung in Betracht, muss sich dazu ihrer innewohnenden Beziehungsarbeit bewusst werden. Sie muss dabei die Beziehungsbedürfnisse von Klient*innen sowie die der Begleiter*innen gleichermaßen reflektieren. Dabei müssen Triggerpunkte auf beiden Seiten Betrachtung finden. Hierzu sind der Rückhalt und das Vertrauen im Team besonders wichtig. Sind die Triggerpunkte der Begleitung selbst bekannt, kann sie auch eher in die Bearbeitung der Lebensthemen der Klient*innen gehen und hat eine noch größere Wahrscheinlichkeit, förderliche Prozesse anzustoßen. Im Vordergrund stehen bindungsrelevante Erfahrungen, die den älteren Erfahrungen entgegengestellt werden können (Gegenkonditionierung). Dazu können in einer sicheren Umgebung und unter vertrauensvoller Atmosphäre Bindungstraumata bzw. Beziehungserlebnisse thematisiert werden, ohne, dass eine Lösung angestrebt wird. Alte Bindungstraumata können in der Regeln nicht mehr gelöst (im Sinne einer Lösung des Konfliktes) werden, da die Situation in der Regel vorbei ist. Vielmehr geht es um ein Prozessieren des Erlebten. Ziel ist die Integration schwieriger Erlebnisse. An

dieser Stelle befinden wir uns in der Biografiearbeit. Die Tatsache, dass über belastende Erlebnisse gesprochen werden kann und aktuelles Erleben mit dem Erleben aus der Kindheit in Verbindung gebracht wird und dass jemand da ist, der bewertungs- und vorurteilsfrei dabei ist, öffnet den Raum für neue Perspektiven. Diese Methode fügt sich nahtlos in die personenzentrierte Gesprächsführung nach Rogers ein.

Biografiearbeit geht oftmals mit der Ideologiebearbeitung einher. Hinsichtlich der Ideologiebearbeitung kann auch hier weg von der Sachebene hin zu einer emotionalen (antizipierten) Involviertheit fokussiert werden. Im Vorfeld kann eine Synchronisierung genutzt werden, um den Beziehungsaufbau zu fördern. Für die Soziale Arbeit hat Thiersch (2015) das Konzept der Lebensweltorientierung beschrieben. Dieses deckt sich weitgehend mit dem psychologischen und neurobiologisch messbaren Konzept der Synchronisation. Das Andocken an die individuelle Lebenswelt steht hier im Vordergrund.

Zu unsicher-vermeidend bzw. unsicher-abwehrend Gebundenen kann eher über die Sachebene, d.h. über die Ideologie ein Zugang gefunden werden. Demnach wäre die Ideologiebearbeitung der Einstieg in die Biografiearbeit. Bei unsicher-ambivalent bzw. unsicher-verstrickt Gebundenen steht eher die Biografiearbeit im Vordergrund. Bei beiden Bindungsstilen geht es um eine reflexive Betrachtung des So-Geworden-Seins. Gleiches gilt für die Bindungsdesorganisation. Das Bewusstsein, dass in der biografischen Entwicklung keine Zwangsläufigkeit liegt, eröffnet auch hier neue Perspektivräume. Bei all dem gilt, dass die Traumata, die zu desorganisierten Bindungsanteilen geführt haben, letztlich nur therapeutisch zu integrieren sind – die pädagogische Vorleistung besteht in der Ausstiegsbegleitung darin, die sichere Bindung soweit zu erhöhen, bis eine Öffnung gegenüber Therapeut*innen möglich wird.

Es ließe sich eine Phase der Identitätsarbeit anschließen. Sie baut auf der Phase der Biografie- und Ideologiearbeit auf. Die zentrale Frage ist: Wie kann die eigene Geschichte konstruktiv weiter erzählt werden? Dazu wird die Vergangenheit auf Ressourcen hin betrachtet, die als positive Identitätsanker fungieren können. Hierzu ist die Erstellung eines Genogramms hilfreich. Es geht nur weniger um die Darstellung von Beziehungen, sondern um positiv besetzte Handlungen und Formationen wie Berufe, Hobbies und Fertigkeiten.

Ziel des Ausstiegsprozesses ist die Erhöhung der Feinfühligkeit - als basaler Teil dessen, was den Indikatoren eines gelungenen Ausstiegs zugrunde liegt: demnach beinhaltet der Ausstiegsprozess mindestens „die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der menschenverachtenden Einstellung, eine gelungene Distanzierung, die Hinwendung zu einer Lebensweise, die mit den Grundwerten von Demokratie und Pluralismus vereinbar ist, und den Verzicht auf Gewalt“ (BAG Ausstieg zum Einstieg 2019, S. 10). Veränderungen durch erlernte (weil: durch bindungsorientierte Interventionen erlernbare) sichere Bindung führen zu erhöhter Feinfühligkeit, die wiederum Resilienz gegenüber (rechts-)extremem Denken und Verhalten schaffen kann.

Mit Blick auf Bindung kann Ausstiegsarbeit konkret beschreiben, wie Beziehungsarbeit aussehen kann, was sie leisten muss und welches Ziel sie hat. Zudem kann sie erklären, was während der Beziehungsarbeit auf sozialer, emotionaler, neurobiologischer und verhaltensorientierter Ebene passiert. Damit wird sie in ihrer Arbeitsweise transparenter und kann das Bedingungsgefüge nachhaltiger Ausstiegsarbeit sichtbar werden lassen.

Zur Ausstiegsarbeit in Mecklenburg-Vorpommern entsteht derzeit ein Sammelband dessen Veröffentlichung November 2019 geplant ist. Darin enthalten werden Artikel zu den Themen Einstieg, Einstiegsprävention, Ausstiegsprozesse, Beratung in extremistischen Kontexten sowie der Zusammenhang von Bindung und Rechtsextremismus sein.

Informationen und Vorbestellungen unter www.jump-mv.de

Literatur:

Bundesarbeitsgemeinschaft „Ausstieg zum Einstieg“ (Hrsg.) (2019): Qualitätsstandards in der Ausstiegsarbeit, Berlin

Canon, Walter B./von Uexküll, Thure (Hrsg.) (1975): Wut, Hunger, Angst und Schmerz. Eine Physiologie der Emotionen, München/Berlin/Wien: Urban und Schwarzenberg

Cybulska-Heinrich, Anna (2008): Bindungsstile, Persönlichkeit und Symptomatik bei stationären Patienten mit Borderline- und affektiven Störungen, Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Medizin einer Hohen Medizinischen Fakultät der Ruhr-Universität-Bochum

Erdman, Phyllis (1998): Conceptualizing ADHD as a contextual response to parental attachment, in: American Journal of Family Therapy, volume 26

Finzi-Dottan, Ricky et al. (2006): ADHD, temperament, and parental style as predictors of the child's attachment patterns, in: Child Psychiatry & Human Development, volume 37

Grossmann, Karin/ Grossmann, Klaus (2012): Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit, Stuttgart: Klett-Cotta

Hopf, Christel/Rieker, Peter/Sanden-Marcus, Martina/Schmidt, Christiane (1995): Familie und Rechtsextremismus. Familiäre Sozialisation und rechtsextreme Orientierungen junger Männer, Weinheim und München: Juventa

Hopf, Christel (2001): Muster der Repräsentation von Bindungserfahrungen und rechtsextreme Orientierungen. In: Gloger-Tippelt, Gabriele. Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis. 3. Auflage. Bern: Hogrefe

Howe, David (2015): Bindung über die Lebensspanne. Grundlagen und Konzepte der Bindungstheorie, Paderborn: Junfermann Verlag

Julius, Henri et al. (2014): Bindung zu Tieren. Psychologische und neurobiologische Grundlagen tiergestützter Interventionen, Göttingen: Hogrefe Verlag

Kronegger, Gabriela/Golker, Christoph (2016): So wie du gefallen bist so fliegst du? Ein Fachbuch zur psychischen Gesundheit bindungstraumatisierter Kinder und Jugendlicher, Kremsmünster: Lebensraum Heidlmair GmbH

Möller, Kurt/Schuhmacher, Nils (2007): Rechte Glatzen Rechtsextreme Orientierungs- und Szenezusammenhänge - Einstiegs-, Verbleibs- und Ausstiegsprozesse von Skinheads, Wiesbaden: VS Verlag

Pfeil, Christian (2016): Zum Ausstiegsprozess aus rechtsextremen Szenezusammenhängen, Oldenburg: BIS - Verlag

Rieker, Peter (2009): Rechtsextremismus. Prävention und Intervention. Ein Überblick über Ansätze, Befunde und Entwicklungsbedarf, Weinheim: Juventa

Scholtens, Sara et al. (2014): ADHD symptoms and attachment representations. Considering the role of conduct problems, cognitive deficits and narrative responses in non-attachment-related story stems. Journal of Abnorm Child Psychology, volume 42

Schüle, Petra (2008): Untersuchung von Bindungserfahrungen, Impulsivität, Dissoziation und Symptombelastung bei Patientinnen mit einer Borderline-Persönlichkeitsstörung, Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Medizin der Medizinischen Fakultät der Universität Ulm

Srowig et al. (2018): Radikalisierung von Individuen. Ein Überblick über mögliche Erklärungsansätze, in: HSFK/PRIF (2018): PRIF Report 6/2018, Report-Reihe Gesellschaft Extrem, Frankfurt am Main: Leibniz-Institut Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK)

Stetten, Lina-Maraike (2018): Wege der Radikalisierung im Vergleich. Eine empirische Annäherung an die Bedeutung der Gruppe im Vorfeld hochexpressiver zielgerichteter Gewalttaten, in: Brisch, Karl Heinz (2018): Die Macht von Gruppenbindungen. Ressourcen und Sicherheit, Gefahren und Fanatismus. Möglichkeiten der Therapie und Prävention, Stuttgart: Klett-Cotta

Thiersch, Hans/Grunwald, Klaus (2015): Praxishandbuch lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern, 3. Auflage, Weinheim und Basel, Beltz: Juventa

Wurmser, Harald (2007): Einfluss der pänatalen Stressbelastung der Mutter auf die kindliche Verhaltensregulation im ersten Lebensjahr, in: Brisch, Karl Heinz/Hellbrügge, Theodor (2007): Die Anfänge der Eltern-Kind-Bindung. Schwangerschaft, Geburt und Psychotherapie, Stuttgart: Klett-Cotta